

H. P. Lovecraft
& Brian Lumley

INVASION DER TIEFEN WESEN

Diese Ausgabe erscheint als signierte und nummerierte
Sammlerausgabe von 666 Exemplaren und gelangt
nicht in den offiziellen Buchhandel.

FESTA

Einmalige Auflage Dezember 2014
Copyright © dieser Ausgabe 2014 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

Brian Lumley

INVASION DER TIEFEN WESEN





I

DIE MUSCHEL

Ich möchte die Zeit, die mir noch bleibt – und ich habe Grund zu der Annahme, dass sie nicht mehr reichlich bemessen ist –, dazu nutzen, die Ereignisse aufzuzeichnen, die zu meiner gegenwärtigen aussichtslosen Lage geführt haben. Mit dieser Hinterlassenschaft will ich vor dem schleichenden Vordringen eines unvorstellbaren Grauens warnen. Ganz ohne Zweifel wird man die Wahrhaftigkeit der Tatsachen, die ich offenbaren werde, infrage stellen. Doch einer Sache bin ich mir gewiss: Sollte jemals die ganze Wahrheit in dieser Angelegenheit bekannt werden, wird der Mensch nie wieder glauben, er besetze seine so viel gepriesene Rolle als »Herr über sein Schicksal«! *Dies tut er nicht!* – und hat er es denn jemals?

Ich ertappe mich nun dabei, wie ich die fundamentalen Gesetze von Zeit und Raum infrage stelle – jene ach schon so lange anerkannten Konzepte, die in der Kosmogonie, der Erblehre und im Hinblick auf alle anthropologischen Fragen vorherrschen –, ja, und sogar die Grundlage der menschlichen Existenz an sich. Zu Beginn schien alles so harmlos. Wenn ich jetzt darauf zurück schaue ...

Aber es ist wohl das Beste, wenn ich ganz am Anfang beginne ...

Vor einigen Wochen, im Spätfrühling, erhielt ich per Luftpostpaket aus Amerika eine ziemlich große, ungewöhnliche, besonders ansprechende Meeresmuschel. Das Gehäuse, sorgfältig verpackt, um jeden möglichen Schaden zu vermeiden, war so groß wie meine beiden Fäuste zusammen. Es hatte eine fast kreisförmige Öffnung von etwa fünf Zentimetern Durchmesser, und seine rötliche Farbe und das stachelige, eng gedrehte Gewinde verliehen ihm beinahe das Aussehen eines großen, giftigen Insekts. Wenn ich das Gehäuse als »ansprechend« bezeichne, spreche ich als jemand, der früher einmal der Ansicht war, in allen Meeresmuscheln sei das gesamte Spektrum der Schönheit der Natur versinnbildlicht. Im Rückblick könnten andere die Muschel wohl durchaus abstoßend gefunden haben.

Mein bis dahin unbekannter Gönner gab eine Adresse in Innsmouth an, einer Küstenstadt im Neuengland Amerikas, und er hatte einen kurzen Vorstellungsbrief beigelegt:

Sehr geehrter Mr. Vollister,
bitte verzeihen Sie diese ungebetene Störung, aber nachdem ich Ihre jüngsten Artikel in *Oceans* gelesen habe, weiß ich, dass Sie ein bedeutender Muschelkundler und ein sehr bekannter Meeresbiologe sind. Um Ihnen meine Anerkennung Ihrer Arbeit zu zeigen (ich selbst war immer äußerst an Muschelkunde interessiert, hatte aber nie die berufliche Eignung für diese Laufbahn), sende ich Ihnen hiermit eine Muschel aus den hiesigen Gewässern. Man hat mir versichert, diese Muschel sei an Ihrer Atlantikküste nicht sonderlich verbreitet, und da dies ein besonders schönes Exemplar ist, war ich der Ansicht, Sie würden es möglicherweise gern besitzen wollen. Falls Sie bereits ein derartiges Exemplar in Ihrer Sammlung haben sollten, verzeihen Sie mir bitte den leichtfertigen Impuls, der mich dazu veranlasst hat, dies zu tun, und nehmen Sie die Muschel dennoch als Zeichen meiner Bewunderung an.

Ihr sehr ergebener
William P. Marsh

Zu sagen, ich sei entzückt über dieses absolut unerwartete Geschenk gewesen, käme einer ernsthaften Untertreibung meiner Gefühle gleich. Und was Mr. Marshs Bemerkung über die relative Seltenheit dieser Muschel auf meiner Seite des Atlantiks betraf: Auch das war eine absolute Untertreibung.

Zwar bin ich im weltweiten Maßstab durchaus mit allen möglichen Muschelarten einigermaßen bewandert, aber mein Spezialgebiet sind die in britischen Gewässern heimischen Weichtiere. Ich konnte daher mit einiger Gewissheit behaupten, dass eine derartige Seemuschel noch nie aus dem Meer rings um die britische Küste geholt worden war und ich hatte zuvor nichts von ihrer Existenz an welcher Küste auch immer gewusst! Diese Art war mir völlig neu. In meiner ganzen Erfahrung war ich ihresgleichen noch nie begegnet.

Um die Dinge noch zu erschweren und mich noch mehr zu verblüffen, stellte ich, nachdem sich meine anfängliche Überraschung gelegt und ich mich hingesezt hatte, um die Muschel eingehender zu studieren, eine weitere Tatsache fest, deren Außergewöhnlichkeit normalerweise sofort offensichtlich für mich gewesen wäre: nämlich, dass die Muschel ein Linksgewinde hatte. Vom spitzen Ende aus betrachtet, schraubte sich das Gewinde gegen den Uhrzeigersinn, also nach links. Ich kannte nur ein halbes Dutzend Muscheln wie diese auf der ganzen Welt, alle in privaten Sammlungen und alle, in den Augen ihrer Besitzer, absolut unbezahlbar.

Kurzum, diese Muschel schien einzigartig zu sein, aber trotz ihrer Sinistralität fand ich nichts eigentlich »Sinistres« an ihr. Zumindest damals noch nicht.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis mir die Erkenntnis kam, dass die neue Muschel irgendwie ... die Dinge verändert hatte? Ja, ich glaube, das ist vielleicht die beste Art, es auszudrücken: zu sagen, dass die Muschel eine Veränderung in mir bewirkt hatte, in meinen Wahrnehmungen. Und die erste Manifestation dieser Veränderung ereignete sich noch in jener Nacht.

Seit meine Frau vor vier Jahren an Krebs starb, lebe ich allein, und seitdem ist mir mein hübsches Haus immer extrem öde und verlassen vorgekommen. Doch in jener Nacht war das anders. Im

Haus schien es eine fast greifbare Präsenz zu geben, das Gefühl eines nicht gänzlich wohlwollenden Beobachters all meiner Regungen und Bewegungen, sodass ich mich zum ersten Mal seit längerer Zeit, als ich zugeben wollte, ganz und gar nicht allein fühlte.

Das Gefühl war in keiner Weise gespenstisch, und ich fühlte mich gewiss nicht bedroht, aber gleichzeitig fand ich es schwierig, mich auf mein Buch zu konzentrieren. Zweimal ertappte ich mich tatsächlich dabei, wie ich mich nach einem eingebildeten Geräusch, einer Bewegung oder sonst etwas hinter mir umdrehte. Beide Male fiel mein Blick auf die neue Muschel, die ich behutsam auf ein Beistelltischchen gelegt hatte.

Vor dem Zubettgehen schrieb ich noch einen Brief an einen meiner Freunde in London. Er war der Besitzer einer fabelhaften Sammlung von Muscheln, die viele Tausend Exemplare enthielt, und wengleich seine Kenntnisse in den Meereswissenschaften insgesamt begrenzt waren, so war sein Spezialwissen über Meeresmuscheln – von den Formen, Farben und Größen bis zu den Gewässern, in denen sie lebten, sich vermehrten und starben – fast unerschöpflich. Er war womöglich der führende Muschelkundler und daher vermutlich die zuverlässigste Autorität. In meinem Brief gab ich eine detaillierte Beschreibung meiner jüngsten Erwerbung bis hin zu einer einigermaßen akkuraten Skizze und bat um Informationen. Ihren Ursprung ließ ich unerwähnt.

Nach dem Verfassen des Briefes plötzlich ermüdet, schenkte ich mir meinen üblichen Schlummertrunk ein, um noch ein paar Minuten auf dem Balkon zu stehen. Ich beobachtete die See bei Ebbe, ruhig und entfernt, während der Mond den Sand unter dem Haus versilberte. Nachdem sich nicht lange darauf die Kälte des vom Meer hereinwehenden Nachtwindes bemerkbar machte, schloss ich die Balkontür und ging zu Bett.

Ich schlief praktisch sofort ein und fing an zu träumen ... Meine Träume in jener Nacht waren eigenartig frei von Visionen und Bildern und bestanden stattdessen aus Klängen. Aber was für welchen!

Sie begannen mit dem sanftesten Säuseln: den Geräuschen

kleinster Wellen, die sich an einem grauen, felsigen Strand irgendwo am Rande der Welt brachen. Und der Klang war so rein, so unschuldig, dass ich wusste – auf die Art, wie man es in Träumen immer »weiß« –, dies waren die ersten Wellen auf dem ersten Strand, der Küste eines Ur-Ozeans, gebildet nach einer Milliarde Jahren des Regens, jenes ersten großen Regens, der die felsigen Becken der jungen Erde füllte, um in der Zeit des Präkambriums vulkanisch erwärmt dazuliegen; warm, doch ohne Leben, steril und tot, und auf das große Erwachen der Natur zu warten.

Dann wurden die wässrigen Klänge lauter, und ich stellte mir den ertümlichen Mond vor – eine ungefähre Kugel aus teils verformbarem Gestein in den Wehen eigener vulkanischer Aktivität –, wie er unsicher auf einer noch exzentrischen Umlaufbahn umher-eierte und dabei allmählich die Gezeiten der gewaltigen Ozeane auf der Erde bändigte, in denen endlich die ersten Lebensformen schwammen. Und die Gezeiten kamen und gingen eine Viertel-milliarde Jahre, so allmählich, wie die Geräusche der See lauter wurden, bis es den Anschein hatte, als könne ich die Schreie ihrer Bewohner hören in ihrem ewigen Ringen um das Leben, um die Existenz in den ausgedehnten und leicht salzigen Gefilden, die da hießen Ozean.

Und immer im Hintergrund, in meinem inneren Ohr, war da ein weniger gewisses Geräusch, das ich mehr spürte als hörte, das unmögliche Geräusch bewussten Denkens – von *Intelligenz* –, wie fremdartig auch immer, auf einer Welt, wo noch nicht einmal die ersten Dinosaurier den dampfenden Sümpfen des Karbon ent-stiegen waren.

Doch nun bildeten sich aus dem Brausen ungestümer Gezeiten das Tosen und Branden riesiger Wellen und das Heulen maritimer Stürme. Ich hörte das Bersten gewaltiger vulkanischer Klippen, als die wütende See sie zum Einsturz brachte, und die Schreie großer geflügelter Reptilien, die von Winden umhergestoßen wurden, die eingebildete Wellenkämme zu weißlich schäumender Raserei peitschten.

Und hinter alledem ertönten fremdartige Stimmen in konzer-tierten ... Gebeten? Gebeten, ja, aber an keinen Gott der Erde

gerichtet. Das wusste ich, und ich wusste auch, dass diese Gläubigen, wer – was – sie auch waren, dem Menschen auf dieser die unsrige genannten Welt vorangegangen waren.

Dann traten diese sonderbar vertrauten Stimmen in den Hintergrund und wurden von einem Wiederaufleben des stürmischen Brausens und Tosens hinweggefegt, bis es schien, als drehe und wende ich mich selbst in donnernder Brandung und aufgewühlten Strudeln. Und schließlich wachte ich von diesen Ehrfurcht gebietenden Klängen und Empfindungen überwältigt benommen auf.

Oder vielmehr schien ich aufzuwachen. Meine Unsicherheit entspringt der Tatsache, dass ich später gezwungen war zu glauben, dass ich unmöglich hätte aufwachen können. Lassen Sie mich erklären:

Ich habe gesagt, dass ich aufwachte. Draußen tobte der Sturm, und ich konnte deutlich die Brandung auf den Klippen hören. Meine ersten Gedanken, wie matt und schwer sie auch waren, beschäftigten sich damit, aufzustehen, um nach den Fenstern und Türen zu sehen. Dann fiel mir wieder ein, dass ich das bereits am Abend zuvor getan hatte. Ein Blick auf meine Armbanduhr verriet mir, dass es 2:15 Uhr in der Nacht war. Ich legte den Kopf zurück auf das Kissen und lauschte eine Weile dem Heulen des Windes und dem Rauschen des Wassers. Und schließlich versank ich unmerklich wieder in einen Schlaf, der – abgesehen von sehr vagen und fantastischen Eindrücken von grenzenlosen Tiefen und seegrasverhangenen Städten und Sarkophagen unter dem Meer – erholsam und störungsfrei war.

Die Sonne schien durch mein Schlafzimmerfenster und war bereits auf halbem Weg zum Zenit, als ich am Morgen aufwachte, mich an den Sturm in der Nacht erinnerte und im Morgenmantel ins Arbeitszimmer und nach draußen auf den Balkon ging. Das Meer war so ruhig wie bei meinem letzten Blick darauf. Auf dem Strand am Fuße der Klippen lag nicht überall Treibgut verstreut, wie ich es erwartet hatte. Es gab keine Hinweise auf die Existenz meines Sturms!

Aber es hatte doch gewiss einen Sturm gegeben ...?

Ich nahm die Morgenzeitung an der Tür in Empfang und

erwähnte dabei beiläufig, wie frisch die Welt nach dem Sturm aussehe.

Der Junge aus dem Zeitungsladen im Dorf, Graham Lane, antwortete: »Was denn, letzte Nacht, Mr. Vollister?« Er grinste. »Sie müssen geträumt haben, Sir. Letzte Nacht gab es keinen Sturm ...«

»So gegen zwei Uhr morgens?«, beharrte ich stirnrunzelnd. »Ganz sicher irgendwann zwischen zwei und drei. Heulender Wind und das Meer in Aufruhr?«

Er gähnte und schüttelte den Kopf. »Nicht letzte Nacht. Ich war mit meiner Freundin bis halb drei am Strand. Wunderschöne Nacht.«

Plötzlich wusste ich, dass er recht hatte, und wechselte sofort das Thema. »Bis halb drei am Strand, Graham? Mit einem Mädchen? So ernst ist es also?«

Er lachte. »Der große Tag ist im September. Möchten Sie auch eine Einladung?«

»Unbedingt! Das würde mich wirklich freuen«, antwortete ich und wechselte wieder das Thema: »Wie geht es denn deinem alten Herrn?«

»Nicht so gut. Die Arbeit im Laden ist jetzt schon seit Jahren zu viel für ihn. Ich glaube, wenn ich erst mal verheiratet bin, wird er sich zurückziehen und mich das Geschäft führen lassen.«

Und so unterhielten wir uns noch ein, zwei Minuten länger, bevor ich ihm meinen Brief für die Post mitgab und ihn auf seinem Fahrrad ziehen ließ. Aber ich hatte mich nicht wirklich auf die Unterhaltung konzentriert. Vielmehr versuchte ich mir zusammenzureimen, was eigentlich passiert war. Es handelte sich um etwas vollständig außerhalb meiner Erfahrung. Denn schließlich ist ein Traum nur ein Traum und sollte keinerlei übernatürliche Komplikationen mit sich bringen. Träume übertragen sich nicht in die wache Welt – oder sollten es nicht – oder wenigstens hatten meine das noch nie getan. Jedenfalls bisher nicht. Am Ende tat ich die Sache einfach mit einem Achselzucken und einem schwachen und ziemlich perplexen Lächeln ab.

Dann blätterte ich – abgelenkt, denn ich war kaum mit dem Herzen dabei – die Zeitung durch und las die ein oder zwei

interessanten Artikel darin. Danach wusch ich mich, kleidete mich an, machte mir Frühstück und kehrte schließlich ins Arbeitszimmer zurück, wo die seltsame neue Muschel meiner Aufmerksamkeit harnte. Ich nahm sie in die Hände und bewunderte sie nachdenklich, wobei ich im Geiste einen Vergleich mit anderen Exemplaren in meiner eigenen großen Sammlung anstellte. In der Form hatte sie Ähnlichkeit mit der sizilianischen *Spondylus gussoni*, obwohl sie natürlich wesentlich größer war als jene weitverbreitete Muschel. Ich war völlig verblüfft.

Ich holte mir mehrere muschelkundliche Bücher aus dem Regal und begann eine gewissenhafte Suche in der Annahme, ich hätte diese Muschel aus Neuengland möglicherweise in den vielen Stunden, die ich mit der Lektüre ebendieser Bücher verbracht hatte, übersehen oder auch vergessen. Doch nein, die Muschel war nirgendwo erwähnt, nicht einmal in meinen ausführlichsten Werken. Es konnte nur, musste, eine bis dato unbekannte Spezies sein. Doch wenn dem so war, warum hatte es dann mein amerikanischer Wohltäter für nötig befunden, so zu tun, als sei sie halbwegs weitverbreitet? Und warum hatte er sie mir geschickt?

Ich verfasste einen sorgsam formulierten Brief an Mr. Marsh und versah ihn mit seiner Adresse in Innsmouth, dann verbrachte ich eine halbe Stunde am Telefon, wo ich mit einem Freund von mir in einer der größeren Nachschlagebibliotheken Londons redete. Wenn meine eigenen Bücher nicht ausführlich genug waren, dann war es völlig offensichtlich, dass die Bibliothek im nahe gelegenen Newquay auch nicht viel zu bieten haben würde. In London hätte es da schon ganz anders aussehen müssen. Doch es mag sein wie es will, meine Bemühungen erwiesen sich wiederum als fruchtlos: Die von mir beschriebene Meeresmuschel war nirgendwo verzeichnet.

An diesem Nachmittag machte ich meinen täglichen Spaziergang im Dorf, wo ich meinen Brief an Mr. Marsh aufgab und ein paar Haushaltsgegenstände kaufte, um schließlich wieder nach Hause zu gehen. Ich musste einen Artikel beenden und arbeitete vielleicht eine Stunde daran, bevor ich mich früh zurückzog. Trotz meiner leichten Beklommenheit beim Gedanken an Schlaf (mir

war von irgendwoher der Gedanke gekommen, mein Problem – falls ich denn tatsächlich eins hatte – hänge höchstwahrscheinlich mit meinem Unterbewusstsein zusammen, meinem schlafenden Verstand) verbrachte ich dennoch eine völlig ungestörte Nacht und arbeitete nach einem leichten Frühstück weiter an meinem Manuskript.

Und so ging das Leben weiter, wieder ganz gewöhnlich und geruhsam, bis zwei Tage und zwei Nächte später das Wochenende kam. Zwar war meine neue Muschel auch weiterhin so rätselhaft und unergründlich wie zuvor, aber mittlerweile war die Aura des Geheimnisvollen um sie für mich verblasst, vor allem, da ich einen Anruf von Ian Carling erhalten hatte, meinem großartigen Muschelkundler-Kollegen, nach dem ich ebenso unwissend dastand wie zuvor, wenngleich seine Aufregung über meine Neuigkeit offenkundig war. Immerhin erwähnte er, er habe über meine Entdeckung mit einem Freund geredet, einem »wunderlichen Kauz, aber auf seine Art durchaus liebenswert«, der gesagt habe, er werde sich mit mir in Verbindung setzen. Auf Ians Bitte hin machte ich mir einen geistigen Vermerk, Fotos von der Muschel zu machen und sie ihm so rasch wie möglich zu schicken.

Doch dann, kurz vor dem Mittag, als ich gerade mit der Endkorrektur meines Manuskripts begonnen hatte, klingelte mein Telefon wieder ... und klingelte beharrlich weiter, sodass ich gezwungen war, meine Arbeit zu unterbrechen, um das Gespräch anzunehmen. Der Anrufer stellte sich als ein gewisser David Semple aus dem Stadtteil Mayfair in London vor, und er war jener Freund, den Ian Carling erwähnt hatte.

»Jeder Freund von Ian ist auch mein Freund, Mr. Semple. Was kann ich für Sie tun?«

»David – bitte nennen Sie mich David. Und es geht eher darum, was ich für Sie tun kann, glaube ich.«

»Ach?«

»Ja. Ian hat diese sonderbare Muschel von Ihnen erwähnt, und ich glaube, ich bin vielleicht in der Lage, ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen.«

»Dann sind Sie ein Muschelkundler, Mr., äh, David?«

»Nein, nein – aber ich bin Sammler.«

»Von Muscheln?«

»Von Büchern!«

»Büchern?«

»Genau, Mr. Vollister – oder soll ich Sie John nennen?«

»Bitte tun Sie das.«

»Gut ... Ja, ich sammle Bücher. Alte und neue – Erstausgaben und moderne Nachdrucke, kostbare Antiquitäten und wertlose, schlecht gedruckte Taschenbücher. Aber eines haben sie alle gemeinsam. Wissen Sie, John, ich habe mein Leben lang Interesse am Makaberen gehabt, am Eigenartigen, am Absonderlichen, am Okkulten!«

»Tja, das ist alles sehr interessant, äh, David ... aber ich sehe nicht...«

»Abwarten, abwarten! Was diese Muschel von Ihnen angeht – lassen Sie mich Ihnen etwas vorlesen. Einen Moment. Ah, da haben wir es ja:

›Die Meeresmuschel ist so groß wie der Kopf eines kleinen Kindes und hat einen Ring aus spitzen Stacheln um das Gewinde. Die Öffnung ist nicht viel kleiner als der Mund eines Menschen und hat tatsächlich Ähnlichkeit mit dem Maul eines Tieres. Von rötlicher Farbe, hat die Muschel selbst keinen erbaulichen Aspekt, aber die Schnecke ist eine Delikatesse für den verdorbenen Gaumen der Tiefen Wesen. Doch sie ernten die Schnecken nur behutsam, denn unter ihrer Anleitung sind die Unterwasserhäuser und Tempel ihrer Städte mit ausgedehnten Kolonien dieser Kreaturen beschichtet! So werden die gewaltigen pazifischen Tempel in der Tiefsee rings um R'lyeh verschönert, und sogar die Säulen und Kolosse von Y'ha-Nthlei sind mit dem grau-grünen Perlmutter des Hauses dieser Schnecke gekittet ...«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung machte eine kurze Pause. Dann: »Und?«

»Tja, das könnte wohl meine Muschel sein«, erwiderte ich. »Aber wo um alles in der Welt haben Sie diese Passage gefunden, die Sie mir vorgelesen haben? Sie klang alt – und ziemlich eigenartig!«

»Ja, das Buch ist über 200 Jahre alt. Es ist die englische Übersetzung einer Passage aus einem noch älteren deutschen Werk, dem ziemlich schaurigen *Unterseekulte* von Graf Grauberg. Und es gibt auch Illustrationen – ziemlich primitiv, fürchte ich, aber adäquat. Sodass es Ihnen ein Leichtes sein dürfte, die Zeichnungen mit der echten Muschel zu vergleichen, wenn Sie Ihre Muschel darin wiedererkannt haben.«

»Ich würde mir dieses Buch gern ansehen«, antwortete ich sofort, wobei ich mich bemühte, meinen Eifer nicht durchklingen zu lassen, es aber nicht ganz schaffte.

»Genau deswegen rufe ich Sie an. Wie der Zufall es will, bin ich Anfang nächster Woche ein paar Tage lang in Ihrer Gegend – ich habe da geschäftlich zu tun, müssen Sie wissen –, und ich dachte, wir könnten uns vielleicht treffen.«

»Ja, gewiss: Ich freue mich schon. Möchten Sie vielleicht auch hier im Haus übernachten?«

»Vielen Dank – sehr gastfreundlich –, aber nein. Ich bin Gründungsmitglied eines Bootsclubs nicht weit von Newquay. Ich werde dort absteigen und Ihnen keine Mühe machen. Also dann, wenn Sie mir noch sagen würden, wann wir uns treffen können ...?«

»Jederzeit – aber können Sie mir nicht gleich etwas mehr über das Buch sagen? Vielleicht könnte ich mir ein Exemplar besorgen und...«

»Ein Exemplar von *Cthaat Aquadingen*?« Er lachte. »Nein, ich glaube kaum, dass Sie das können, John. Es ist eines dieser Bücher – wie Gantleys *Hydrophinnæ* und Gaston le Fes *Bewohner der Tiefen* –, die äußerst selten sind. Zum größten Teil verboten oder verbrannt, schon vor vielen Jahren. ›Schwarze Bücher‹, so werden sie genannt: wie das *Necronomicon* von Abdul Alhazred und von Junzts *Unaussprechliche Kulte*. Aber darüber unterhalten wir uns dann ausführlich nächste Woche.«

»Schön. Ich bin die ganze Woche über zu Hause. Normalerweise mache ich nachmittags einen Spaziergang am Strand oder in die Stadt, aber meistens bin ich daheim. Rufen Sie einfach vorher an ...«

»Ach, keine Sorge, John«, sagte er und klang dabei plötzlich seltsam und distanziert. »Ich bleibe mit Ihnen in Verbindung ...« Und dann war er weg.

Der Sonntag und der Montag vergingen sehr langsam. Mein Interesse an der neuen Muschel war gestiegen, ein wenig gesunken und hatte sich nun vervielfacht. Immer wieder ertappte ich mich dabei, wie ich mit dem Ding in meinem Arbeitszimmer auf und ab marschierte, ohne mich daran erinnern zu können, dass ich es überhaupt in die Hand genommen hatte. Ich konnte Mr. Semples Anruf kaum erwarten.

Dann, Dienstag, nachmittags ...

Ich folgte dem Pfad über die Klippen zu der steil abfallenden Holzterrasse, die nach unten zum Strand führte. Dort saß eine junge Frau im Gras, ganz am Rande der Klippe, und starrte auf das Meer, das Kinn auf die Hände gestützt, während die Beine 35 Meter über nadelspitzen Felsen im leeren Raum baumelten. Sie trug Jeans und einen zu weiten Pullover aus einem Frotteestoff, und ihre Haare waren mit einem grünen Seidentuch nach hinten gebunden. Neben ihr im Gras lag ein gelber Sturzhelm mit einem flotten Klappvisier von der Art, wie ihn junge Damen tragen, wenn sie einen Roller oder ein Motorrad fahren oder darauf mitgenommen werden.

Ich mache mir nicht viel aus großen Höhen und fühle mich immer unbehaglich, wenn andere sie geringschätzig behandeln. Ich blieb in anständiger Entfernung vom Rand stehen und rief: »Miss? Verzeihung? Äh – könnte ich wohl mit Ihnen reden?«

Sie drehte sich um und lächelte – auf eine eigentümliche Art, wie ich fand –, dann schwang sie die Beine hoch und wälzte sich vom Rand fort. Sie hob ihren Sturzhelm auf und kam mühelos auf die Beine. Sie konnte nicht älter als 22, vielleicht 23 sein, aber ihr Gesicht hatte etwas an sich, das auf eine seltene Intelligenz hindeutete, auf eine Weisheit, die ihre Lebensjahre Lügen strafte. Ihre Züge waren beinahe elfenhaft mit ihren großen Augen und dem kleinen Kinn, und die Haare waren so schwarz und reflektierten

das Grün des Tuches so stark, dass sie beinahe selbst grün wirkten und wie Perlmutter glänzten.

Sie näherte sich mir, den Kopf ein wenig auf die Seite gelegt und immer noch mit der Andeutung eines Lächelns. »Ja?«

»Verzeihung, äh, Miss. Große Höhen machen mir immer zu schaffen. Ich wollte nur, dass Sie sich vom Rand der Klippe entfernen. Bitte vergeben Sie mir.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen«, antwortete sie mit einem Akzent, der sie, so leicht er auch war, sofort als Amerikanerin auswies. »Ich wollte ohnehin nach unten zum Strand gehen. Wollen Sie auch nach unten?«

»Ja.«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich Sie begleite?«

»Ganz und gar nicht, ich...«

»Es ist nur so, dass der Strand so einsam aussieht.«

»Ich weiß, was Sie meinen.«

Wir sagten nichts mehr, bis die Holztreppe hinter uns lag und die Klippen über uns aufragten. Auf dem Weg nach unten war sie vor mir gegangen, und ich muss zugeben, dass ich mich von ihrer geschmeidigen, von Jeansstoff umschmiegt Figur angezogen fühlte.

Nachdem sie vor mir unten angekommen war, hatte sie sich umgedreht, um mich wiederum anzulächeln, fast ein wenig wissend, wie ich fand. Aber was wissend? Ihre Miene, dämmerte mir langsam, war keine der großäugigen Unschuld. Dann lachte sie über meinen ernsten Gesichtsausdruck und fragte: »Sind Sie sicher, dass es Ihnen nichts ausmacht, wenn ich mit Ihnen gehe?«

»Äh, nein. Ich meine, ich bin sicher!«

»Sie sehen so besorgt aus!« Sie lachte. Sie hakte sich bei mir ein, und wir gingen gemeinsam zum Wasser, wo wir uns nach Norden in Richtung des Dorfes wandten.

Als wir die Hochwasserlinie erreichten, sagte sie und hielt meinen Arm weiterhin fest: »Riesig, nicht wahr?«

»Hm? Das Meer? Ja, das ist riesig.«

»Meine Heimat ist – mal sehen – ganz weit da drüben!« Sie blinzelte über die flache graue See und zeigte mit dem Finger nach Westen und ein wenig nach Süden.

»Nordamerika«, sagte ich. »New York vielleicht?«

»Das kommt der Sache wohl nahe genug. Was sind schon ein paar Hundert Kilometer?« Dann flog ihre Hand in gespielter Bestürzung zu ihrem Mund. »Jetzt verrate ich doch tatsächlich alle meine Geheimnisse.«

»Geheimnisse?«

»Eine Frau ohne Geheimnisse hat nichts Geheimnisvolles mehr ...« Dann wechselte sie rasch das Thema. »Schwimmen Sie gerne?«

»Das tue ich. Ich schwimme sehr gut. Aber das Meer ist noch ziemlich kalt. Sie werden noch mindestens einen Monat oder so keine Badenden finden.«

»Schwimmen wir doch«, antwortete sie impulsiv.

»Aber – was ist mit Badezeug?«

Daraufhin lachte sie – ein so erdiges Lachen, wie ich noch keines gehört hatte – und machte Anstalten, sich den Pullover über den Kopf zu ziehen. Verlegen wandte ich mich halb von ihr ab und suchte etwas ängstlich den Strand nach Zuschauern ab, sah aber niemanden. Im Augenwinkel registrierte ich, wie sie aus ihrer Hose stieg, und wiederum schaute ich zu Boden. Doch ihr Gelächter war gänzlich frei und frisch, sodass ich, als ich ihre Füße seewärts eilen hörte, mich umdrehte und ihr hinterherstarrte ...

Und dann musste ich ebenfalls lachen. Ihr Bikini, so winzig er auch sein mochte, war mit Sicherheit anständig. Offensichtlich hatte sie ihn unter ihrer Kleidung getragen. Und gleichermaßen offensichtlich war die Tatsache, dass sie mich mit Absicht in Verlegenheit gebracht hatte! Seltsamerweise störte mich das überhaupt nicht.

Sie lief in das ruhige Wasser und schwamm vielleicht 50 Meter weit hinaus. Dort spielte sie, spritzte herum und schrie, um ab und zu unter die Wasseroberfläche zu tauchen und meiner Ansicht nach übermäßig lange untergetaucht zu bleiben. Mit meiner Armbanduhr stoppte ich die Länge ihres letzteren Untertauchens und stellte fest, dass sie es über zwei Minuten ausgehalten hatte. Das Mädchen schwamm wie ein Fisch! Und doch war ich in keiner Weise überrascht von ihrer Vorstellung. Ich selbst bin immer sehr

gerne geschwommen, und meine Fähigkeit, sehr lange Zeit unter Wasser zu bleiben, hat meine Freunde oft überrascht. Ich hielt das einfach für eine Frage der Willenskraft.

Ein paar Minuten später kam sie aus dem Wasser und lief zu mir den Strand hinauf. Sie setzte sich vor mich hin, wo ich selbst auf einem flachen Stein saß, und gab mir ihren Pullover aus weichem Frotteestoff.

»Trocknen Sie mir den Rücken ab«, befahl sie, indem sie mir den Rücken zudrehte und ihr Haar nach vorn über die Schultern fallen ließ. Wie kalt ihr auch sein mochte – und tatsächlich war ihre Haut sehr kalt –, sie ließ es sich kaum anmerken. An keiner Stelle ihrer blassen Haut bildete sich eine Gänsehaut, und ihre Atmung kam mir absolut beherrscht vor. Obwohl ich mindestens 15 und wahrscheinlich eher 20 Jahre älter war als sie (vielleicht aber auch gerade deswegen), schlug mein Herz wohl ein wenig schneller, als ich ihr den Rücken trocken rieb und ihr dann den Pullover zurückgab.

Später, als wir unseren Spaziergang den Strand entlang fortsetzten, bis wir den bröckeligen Damm zur Promenade erklommen und so das Dorf erreichten, verriet sie mir ihren Namen. Sie war Sarah Bishop, eine Amerikanerin aus einer alten Neuengland-Familie und mit ihrem Vater in den Ferien hier (»im Urlaub«, sagte sie). Sie würden noch einige Wochen in England sein, da ihr Vater verschiedene Grundstücksangelegenheiten zu klären habe. Weil der alte Herr – er war 67 – mehrere Verwandte in Cornwall habe, denke er daran, sich hier zur Ruhe zu setzen. Als ich sie fragte, wo sie und ihr Vater wohnten, erzählte sie, sie hätten Zimmer in einem Bootsclub zwischen dem Dorf und Newquay.

Ich wurde an das erinnert, was mir David Semple bei meiner Einladung erzählt hatte, in meinem Haus zu übernachten: dass er »Gründungsmitglied eines Bootsclubs nicht weit von Newquay« sei. Ich fragte mich, ob sein Club – vermutlich ein exklusives Etablissement für reiche Jachtbesitzer und so – wohl identisch mit Sarahs sein mochte und wollte sie gerade danach fragen, als wir das Polizeirevier des Dorfs erreichten.

Dort kehrte sie mir den Rücken, als existierte ich nicht mehr

– oder als hätte sie noch nie die Redewendung »auf Wiedersehen« gehört –, setzte ihren Sturzhelm auf, öffnete das Schloss an ihrem Motorroller, der am Randstein abgestellt war, und erweckte den Motor mit einem Tritt auf den Anlasser zum Leben.

Während sie den Roller auf die Straße lenkte, ließ ich mich dazu hinreißen, zu rufen: »Sehen wir uns vielleicht wieder ...?« Und kaum hatte ich es gesagt, kam ich mir unerklärlich albern vor.

Sie drehte sich zu mir um und lächelte ihr eigenartiges Lächeln. »Oh, aber ganz bestimmt«, sagte sie. »Natürlich sehen wir uns wieder!« Dann war sie mit einem Klappern winziger Kolben verschwunden. Sie ließ eine rasch verfliegende Wolke aus blauen Abgasen zurück.

Auf dem Heimweg, wieder am Strand entlang, erappte ich mich dabei, wie meine Gedanken abschweiften. Ich war meilenweit umhergeirrt und registrierte weder das Verstreichen der Zeit noch der Entfernung, und so war ich tatsächlich vollkommen überrascht, als ich mich plötzlich oben auf der Holzterasse wiederfand, die zu meinem Nest auf der Klippe führte. In meinen Tagträumen hatte sich mein Verstand mit vielen Dingen beschäftigt – aber hauptsächlich mit Sarah. Sie ließ etwas in mir anklingen: eine Erinnerung, die tatsächlich viel mehr zu sein schien als eine Erinnerung, ein Gefühl des ... Déjà-vu?

Zum Beispiel ihre Haut. Beim Abtrocknen war mir ein eigenartlicher Film darauf aufgefallen, eine Art leichte Öligkeit, aber das Gefühl war ganz und gar nicht unangenehm gewesen. Bei der Erinnerung daran kribbelten meine Finger ein wenig. Mir dämmerte, dass ich schon ... schon sehr lange nicht mehr so empfunden hatte.